Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 44

Artikel: Die Jakobi-Aepfel
Autor: Feuz, Gottfried
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648807

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

mußte sie mit sich selber zu Rate gehen, ob sie denn nicht eben eine Stiefmutter sei und nie eine richtige Mutter werden könnte. Ob sie denn jemals so gut, so zutraulich, so lieb sein könnte, wie eben eine richtige Mutter. Und in dem Bestreben, möglichst lieb zu werden, kam sie Hanneli mit übertriebener Herzlichkeit entgegen. Damit aber erreichte sie nur das Gegenteil. Hanneli wurde von Tag zu Tag frecher. Das Kind wurde schließlich so unausstehlich, daß man es kaum noch ertragen konnte.

Eine gespannte, gereizte Stimmung nahm Platz. Eines Tages sagte die Frau: „Hanneli, geh zum Bäcker und hole ein Kilogramm Brot." Aber Hanneli rührte sich nicht. Sie hörte nicht. Sie tat, als ob der Befehl nicht ihr gegolten hätte. Die Stiefmutter bat: „Hanneli, so geh doch zum Bäcker um ein Kilogramm Brot." Diesmal sagte sie es mit flehender Stimme. Aber Hanneli rührte sich nicht. In ihren Augen erschien ein frecher, hochmütiger Zug, der sagen wollte: Du bist nicht meine wirkliche Mutter, ich gehorche Dir nicht.

Der Frau riß die Geduld. „Hanneli, du gehst, oder . . . und schon klatschte es Schläge. Es schmerzte kaum, aber Hanneli schrie, was sie nur konnte. Die Leute blieben auf der Straße stehen, die Fenster der anderen Wohnungen wurden geöffnet und Neugierige schüttelten ihre Köpfe.

Das war also die Stiefmutter, so wird sie nun immer sein. Angst und Demütigung nagten an Hannelis Herz. Als sie genug gebrüllt hatte, begann sie leise zu weinen, einer Ecke der Küche zugekehrt, um nichts mehr zu sehen von der bösen Welt dort draußen.

Es wurde still. Hanneli hörte, wie sich die Stiefmutter in der Küche zu schaffen machte. Ein Streichholz wurde angezündet, die Gasflamme flammte auf, Kaffeegeruch drang bis in die Ecke, wo Hanneli, das Gesicht zur Wand zugekehrt, ruhig verharrte. Es war vier Uhr. Hunger begann sich in Hannelis Magen zu rühren. Aber heute wird es wohl nichts werden mit Kaffee und Kuchen. Hanneli blieb ruhig in der Ecke stehen, mit gespannter Aufmerksamkeit alle Bewegungen der Stiefmutter erratend.

Plötzlich erschien ein Konfitürenkuchen vor ihrer Nase: „Da Hanneli, ist dein Kuchen." Hanneli wußte nicht, was tun. Verführerisch sah eine halbe Ananas aus der Konfitüre. Rasch entschlossen nahm sie den Kuchen aus der Hand ihrer Stiefmutter, betrachtete ihn eine kurze Weile und biß dann kräftig hinein, gerade noch kräftig genug, um die halbe Ananas mit in den Mund zu bekommen. Das schmeckte. „Hanneli, komm zu Tisch, trink deinen Kaffee." Es war nicht gerade angenehm, seinen Kuchen in einer Ecke zu verzehren. Hanneli drehte sich um, sah ihrer Stiefmutter zaghaft in die Augen, dann lächelte sie ihr ein wenig zu und setzte sich mit einer Miene zu Tisch, als ob sie bereit wäre, Waffenstillstand zu schließen. Das stimmte, die Stiefmutter hatte sie geschlagen, dachte Hanneli, aber dann hatte sie ihr dennoch den Kuchen zurecht gemacht, den Kaffee und Konfitürenkuchen mit der halben Ananas obenauf, wie eine richtige Mutter.

Die Frau kam zu Tisch. „Schmeckts?" — „Oh ja!" Hanneli sprang auf, setzte sich auf den Schoß ihrer Stiefmutter und reichte ihr das letzte Stückchen Kuchen als Kostprobe. Da aber das Stückchen eben nur ein Stückchen war und sehr klein, blieb die Hälfte der Konfitüre auf Hannelis Finger, während die Mutter den halbtrockenen Kuchen bekam. Gerne reichte ihr Hanneli noch den mit Konfitüre beschmierten Finger hin, der zur Hälfte von ihrer Stiefmutter, zur Hälfte von ihr selbst abgeleckt wurde, worüber beide herzlich lachen mußten, zumal ein voller Konfitürentopf auf dem Küchentisch stand. Hanneli hatte den Waffenstillstandsvertrag zerrissen und ewigen Frieden geschlossen.

Die Jakobi-Aepfel

Ein Dorfgeschichtlein von Gottfried Feuz

Auf eine Woche strahlenden Spätherbstglanzes war ein bleigrauer, nebelreicher Novembertag gefolgt. Man mußte schon am frühen Nachmittag die Petrollampe anzünden. Wir — unser sechs oder sieben Buben — hantierten beim Berger Adolf in seines Vaters Dachdeckerwerkstätte, und halfen ihm beim „Schindelmachen". Ohne daß wir sagen konnten, wie es gekommen war, begann das „Hellerlispiel". Zu uns Knaben waren noch die Steinemann Berta und die Büchi Elise in die vom trüben Lampenlicht sparsam erleuchtete Butik gekommen. Auf den Tannenklötzen saßen wir alle in einer Reihe beisammen. Der Balmer Willy hielt seine harzbefleckten Kinderhände muschelförmig der Elise hin, und diese legte ihm ein Kieselsteinchen hinein, der das Hellerli darstellte, und sie sprach im lustigen Sing-Sang die Worte:

„So, da hescht es Hellerli,
Chouf drus was d'witt,
Weder wiß und schwarz nid,
Weder Ma und Frau nid,
Weder blau und rot nid,
Weder chrumm und grad nid,
Weder ja und nei nid."

Dieses Sprüchlein wurde jedem Spielteilnehmer von Elise einzeln vorgesprochen und ihm das Hellerli in die offene Handmuschel gelegt. Als dies geschehen war, frug Elise den Willy: „Was hast du aus deinem Hellerli gekauft?"

„Einen Rosenstock!"

Wir kicherten leise.

„Bei wem hast du ihn gekauft?"

„Beim Vetter Jakob!"

„Welche Farbe hat die Rose?"

„Hä — gelb!"

„Gelbe Rosen?" entgegnete Elise mißtrauisch. „Kann ja sein!"

„Teerosen, gelt Willy?"

Er nickte leise mit seinem Wuschelkopf.

„Wer ist denn der Vetter Jakob?"

„Min Götti", antwortete schlagfertig der Gefragte.

„Aber er ist doch ein Mann?"

„Allwäg!" kicherte mit lustig blitzenden Aeuglein der Examinierte.

„Ist der Rosenstock krumm oder gerade?"

„Er ist schlank!" sprudelte es von den erdbeerroten Knabenlippen.

„Brav hast du auf meine Fragen geantwortet", lobte ihn die Elise, und fragte den Heinrich Berger: „Was hast du aus deinem Hellerli gekauft?"

„Eine Schiefertafel."

„Welche Farbe hat die Tafel?"

„Hä — schwarz!" sprach keck der Heinrich.

Ein helljauchzendes Gelächter durchsonnte die stark nach Harz und Tanne duftende Werkstatt. Heinrich gab Elise das verlangte Pfand: ein Sackmesserchen.

So wurden alle der Reihe nach examiniert. Vier der Gefragten legten Elise Pfänder in ihr rotgestreiftes Baumwollschürzchen; darunter auch der Weidmann Karl, ein aufgeweckter, intelligenter Sekundarschüler, der aber Elises geschicktem Fragespiel doch ins Garn gelaufen war.

Beim Pfänderauslösen mußte Heinrich dem Berteli Steinemann einen Kuß geben, was sich das anfangs widerstrebende Mädchen schließlich doch mit zugedrückten Aeuglein gefallen ließ.

„Aeh — pfui!" kam's von ihren Lippen, und mit dem Nastuch wischte sich Berteli die sich leise rötenden Bäcklein ab.

Der Spiller Felix erhielt sein Pfand erst dadurch zurück, nachdem er beim Nachbarn, dem Metzger Häderli, zweimal kräftig an der Ladenglocke gezogen hatte, um dann mit Windes-

eile und hochroten Kopfes in die halbdunkle Dachdeckerbutik zurückzurennen.

„Und was muß der Weidmann Karl für sein Pfand tun?" fragte Elise.

„Uns die Jakobiäpfel-Geschichte erzählen", kam es einstimmig und jubelnd aus dem Munde der fröhlichen Jugendschar.

Da blitzte es in Karls Rehaugen auf, und über sein bleiches, schönes Gesicht mit der scharfkantigen Nase lief ein feiner, leiser Schatten. War es Scham oder Stolz? Scham, weil er erwischt und gemaßregelt worden war, oder Stolz, daß er etwas wagte, das aus dem Bereich der gewöhnlichen Jugendstreiche hinausführte? Das Verlangen seiner Mitspielenden wollte er einlösen, nicht zurückkrebsen und eine andere Pfandauslösung verlangen, wie es vor ihm der Robert Bühler machte, der zu feig war, dem Zuckerbäcker Weber ein paar Holzscheiter vor seine Backstubentür zu legen. Karl schwang sich auf die Hobelbank, und mit einer Stimme, der man immer gern zuhörte, begann er: „Ihr kennt ihn alle, den Jakobi-Apfelbaum, der im Garten des seligen Sattlermeisters Ecker steht. Er schaut ja in unser Schulzimmer herein. Wie fein ist es, wenn im Frühling auf seinen rötlich schimmernden Blütenzweigen die Amsel zum seidenblauen Lenzhimmel hinauf ihr Auferstehungslied jubiliert. Wenn aus dem Garten der Erde Glut bricht: die ersten Frühsommerblumen, der blaue Flieder und die stolze Rose ihren balsamischen Duft ausströmen. Wenn die Linde auf dem benachbarten Dorfplatz von dem Arbeitslied der beschäftigten Bienen leise singt und klingt, dann sind aus den rosafarbigen Blüten des Apfelbaumes, fast über Nacht, lachende, winkende Jakobiäpfel geworden. Die ersten Aepfel! Wessen Bubenherz schlägt da nicht in süßen Wonnen und heißem Glücksverlangen? Das Wasser läuft einem ja förmlich im Munde über, und mit tausend Schlichen und Ränken quält sich das junge Bubenhirn ab, wie man, ohne „Gesehen" und als „Dieb" verschrien zu werden, die ersten Aepfel vom Jakobiapfelbaum aus dem Eckerschen Garten stibitzen könne. Warum hat man den Baum gerade vor die Fenster des Schulhauses gepflanzt, daß man immerfort die sich leise mit einem hauchfeinen Gold, wie es die Zitronenfalter tragen, überziehenden Aepfel anglotzen muß? Daß man die Rechenaufgabe falsch löst und einem die sonst so überaus liebe Deutschstunde zur Qual wird? Stände der Baum mitten im Garten drin, wo er vom Gelbbrünnlerbirnbaum verdeckt würde, käme man weit weniger in Versuchung und Anfechtung. Diese und dutzend andere Gedanken durchzuckten mein Bubenherz fast Tag und Nacht, bis ich plötzlich, fast wie durch ein Wunder, fest im klaren war, wie ich den Jakobi-Apfelbaum um einige seiner Früchte erleichtern könne. Noch zweimal schlafen und der gut ausgeheckte Plan wurde Wirklichkeit. Es war an einem Sonntagmorgen. In der tiefsten Morgenfrühe. Vom nahen Kirchturm schlug es vier Uhr. Langsam erloschen am Himmel die Sterne. Ein Finklein schnäbelte im Garten. Tiefe Stille ringsum. Rasch und laut klopfte mein Herz. Barfuß, mit Hemd und Hose bekleidet, stieg ich aus dem fast zu ebener Erde liegenden Fenster meines Schlafkämmerleins. Husch, husch am plaudernden Dorfbrunnen vorbei, der Kirchhofmauer entlang, mit einem Satz über den Lattenzaun, und ich stand im Eckergarten drinnen. Wie eine Katze sprang ich an dem Stamme des Jakobi-Apfelbaumes hinauf und ließ rasch einige der taufeuchten gelben Aepfel in meinen Hosentaschen verschwinden. Da, ein Geräusch. Beim Ilgenwirt knarrte das Scheunentor und der halbstumme Häberli Paul schaute mir gerade zu, wie ich am Stamm herunterrutschte.

„Döpfelschelm, Döpfelschelm!" lallte seine schwere Zunge. Aus dem dichten Gestrüpp des Lebhages, der auf der Schulhausseite den Garten umfriedet, löste sich eine Gestalt. Die alte Sattlerin, die Eckerin. Ein rotes Kopftuch um die schlohweißen Haare gebunden und einen Stecken in der lederfarbigen Faust — wie eine Hexe anzusehen. Mit einem Sprung war sie bei mir, packte mich, als ich mich über den Zaun schwingen wollte. Der Stock sauste auf meinen Rücken nieder. Keifend stotterte die Züchtigende: „Schäme dich! Elender Schelm! Schäme dich in Grund und Boden hinein, eine arme alte Frau zu bestehlen. Dazu noch in der heiligen Frühe eines Sonntagmorgens. Wart nur, du Lauser, das sollen dein Vater und der Lehrer wissen!"

Vom Scheunentörlein des Nachbarhauses rief die heißere Stimme des Päuli: „I — I — Dei und dei tind tächs. Döpfelschelm! Döpfelschelm! Hä — hä — hä!"

Da jagte ein Lidschlag Tränenkugeln aus meinen Wimpern; doch um Verzeihung bitten konnte mein trotziges Bubenherz nicht, so sehr die zürnende Greisin dieses verlangte. Mit zerbeultem Rücken entwand ich mich der Sattlerin. Wie ich durch die hintere Tür unseres Hauses treten wollte, stand ich dem Vater gegenüber.

„Wo kommt mein Frühaufsteher schon her?" Unter seinem gestrengen Blick zerschmolz mein zurechtgelegter Lügenplan wie Butter an der Sonne. Ich beichtete alles. Schläge bekam ich nicht, dafür „Kellerarrest ohne Beköstigung". Meine Jakobiäpfel wurden gottlob nicht beschlagnahmt. Sie wanderten mit mir in das dunkle, feuchte Kellergelaß. Ich setzte mich auf das leere Sauerkrautfaß und grübelte nach, wie lange wohl so ein Sommersonntag sein könnte. Eine Ewigkeit. Gar nicht auszudenken. Der feine Duft des sonntäglichen Mittagessens kam zu mir. Der Magen rumorte. Mit einem Heißhunger wurde die Apfelbeute verschlungen. O, wie köstlich und gut schmeckte sie, trotzdem ein schmerzender Rücken und ein finsteres Kellerloch die Süße und Güte der gemausten Aepfel erheblich herabminderten. — Die Strafe, die der Lehrer mir gab, kennt ihr ja. Hundertmal mußte ich kalligraphisch schön geschrieben: ‚Unrecht Gut gedeiht nicht gut!' innert 24 Stunden abgeben."

„Der geizigen Sattlerin wollen wir noch einen Streich spielen", trösteten wir den Weidmann Karl. Da öffnete sich die Butiktüre. Frau Berger, Adolfs Mutter, trat herein. Aus ihrer blauen Kattunschürze gab sie jedem von uns zwei kupferbraune Reinetteäpfel mit tröstlichem Zuspruch: „Weil ihr heute so schön ruhig und brav gewesen seid, liebe Kinder!"

Seither hat der Jakobi-Apfelbaum im Garten der Sattlerin zwölfmal geblüht und Früchte getragen. Bald viel, bald weniger, je nach der Witterung des Jahres. Aus Weidmann Karl ist ein tüchtiger Kaufmann geworden, der trotz seiner Jugend schon in manchen Herren Ländern herumgekommen ist und demnächst beabsichtigt, ein Angebot nach Sumatra anzunehmen. Dieser Tage erhielt ich von ihm folgende Briefzeilen:

Im Kantonnement in Schloßdorf, Juli 19 . .

Mein lieber, treuer Schulkamerad!

Beim diesjährigen Truppenzusammenzug kam unsere Einheit in mein geliebtes Schloßdorf in den Vorkurs. Gegrüßt seist du, mein altes Nest, wo vom grünen Hügel das weiße Schloß stolz herniederschaut. Die Dorflinde rauscht um die traulichen Scheiben (ja, es sind alle ganz) unseres ehemaligen Sekundarschulhauses im letzten Abendsonnenschein, die wie flüssiges Gold aufleuchten! Sei gegrüßt, mein alter Kirchturm mit deinem lieben Stundenschlag! Erinnerst du dich noch jener glücklichen Nachmittage und Abende, da uns Buben das Blut überschäumte vor Jugendlust und wir nicht wußten, wohin mit unserer Freude, unserer Kraft und unserem Uebermut! Wo sind die Tage, da wir in den nahen herrlichen Wäldern „Indianerlis" spielten, die Dorfwinkel von unserm Knabenspiel, dem „Juz", widerhallten? Wohin die Frühherbstabende, wo bei Gesang und Spiel und losen Bubenstreichen die flüchtigen Stunden nur allzu rasch entschwanden? Im Eckergarten steht heute der Jakobi-Apfelbaum voll herrlich duftender Früchte. Weißt du, was mich für eine Lust ankam? Am heiterhellen Tage schritt ich an den Gartenhag und langte mir mit einer bodenlosen Frechheit einige Früchte vom Baume herunter, kalatzte sie unter Lachen und süßen Erinnerungen. Die alte Eckerin schläft ja drüben im Friedhof; auch dem Häberli Paul wurde seine „schwere Zunge" bei den himmlischen Heerscharen, so hoffe ich, wohl gelöst. Aber so süß und fein schmeckten die Aepfel doch nicht wie damals, als ich einst unfreiwillig einen ganzen langen Sommertag im dun-

keln Keller zubringen mußte — und ich in die ersten Aepfel unserer Schloßdorfheimat mit einem brandschwarzen „Kohldampf" hineingebissen habe! Du siehst, ich bin der alte geblieben, wenn ich auch ausgewachsen und ausgereift bin; aber die köstliche Anwandlung, vom Jakobi-Apfelbaum einige Früchte zu mausen, hat mich wieder bubenjung und tatenfroh gemacht.

In Treue Dein alter „Döpfelschelm"

Weidmann Karl.

Weltwochenschau

Gold oder Arbeit.

Eine Initiative, die mit durchaus genügender Unterschriftenzahl im Bundeshaus „abgegeben" wurde, verlangt die Heranziehung des „Abwertungsgewinnes" unserer Nationalbank für die Finanzierung des eidgenössischen Arbeitsbeschaffnungsprogrammes. Man weiß, daß dieses Programm in den Dienst der vermehrten Wehrbereitschaft gestellt werden soll. Man weiß außerdem, daß wir dauernd 50,000 Arbeitslose entweder stempeln lassen oder aber durch die Armenbehörden unterstützen müssen. Das heißt: Ein Teil der Auslagen müßte sowieso immer bestritten werden: durch Arbeitslosenkassen und Armenbehörden; ob der Steuerzahler und Gewerkschafter diese Kassen füllt oder eine eidgenössische „Arbeitsbeschaffungskasse", ist ihm egal . . . er möchte immerhin lieber, wenn die Feiernden etwas täten. Nun also: Man könnte in der Rechnung anführen, daß bei aufgehobener Arbeitslosigkeit ein Teil der Lasten, die der Bund auf sich zu nehmen hat, andernorts wegfallen.

Man muß diesen Seitenblick unbedingt tun, wenn man von der so dringlichen Wehrverbesserung und der einfach skandalösen Nichtbeschäftigung von 50,000 Mann redet. Erst dann wird einem nämlich klar, wie verdammenswert das Hin- und Herschieben der möglichen Lösung unseres Problems sei. Eine Belastung in Millionen vorrechnen und den Posten verschweigen, der den öffentlichen Körperschaften sowieso auf dem Halse sitzt, das ist falsche Rechnung.

Und diese falsche Rechnung, so scheint es uns, wird allenthalben praktiziert. Da erklärt die nationalrätliche Kommission, der Goldgewinn der Nationalbank sei gemäß den Initiativvorschlägen zu verwenden. Die Nationalbank aber verfaßt ein Gutachten, nach welchem diese halbe Milliarde zur Stützung unserer Währung gebraucht werde. Unterdessen dauert die Defizitwirtschaft bei der SBB fort, und der Bund balanciert mit Einsparungen sein Budget unter größten Anstrengungen . . . die Defizite drohen auch in den Kantonen und Gemeinden beim geringsten wirtschaftlichen Rückschlag. Eine Wirtschaft auf solcher Grundlage gefährdet die Währung weit mehr als die Reduktion der „Golddecke" von 127 auf immer noch mehr als 90 % des Notenumlaufs! Halbe Rechnung, falsche Rechnung!

Der Bundesrat könnte diese Initiative rasch zur Abstimmung bringen, aber es pressiert ihm nicht wie in andern Fällen. Denn er teilt die Meinung der Nationalbank. Weit herum im Volke verbreitet sich eine gedrückte Stimmung. Es wird einfach nicht begriffen, daß die 50,000 feiern, statt daß man sie zur öffentlichen Arbeit aufbietet . . . zur Arbeit im Dienste der verstärkten Wehr. Und vor allem begreift das Volk nicht, daß dieses Zögern des Geldes wegen, das vorhanden wäre, andauern soll. Es gibt Warner, die für den Franken fürchten . . . dabei weiß jedes Kind, daß wir so fest stehen wie die Amerikaner mit ihrem Dollar! Die andern Warner sollte man hören, die nicht für den Franken, die für die wehrhafte Schweiz bangen.

Die Lawine in China.

Nach dem großen Zusammenbruch des französischen Bündnissystems in Europa und dem Ende einer durch Versailles begründeten Pariser Vorherrschaft auf dem Kontinent erleben wir nun auch eine Katastrophe der antidiktatorischen Kräfte in China. Es ist, wie wir schon oft betonten, nicht die Katastrophe des Kuomintang und der chinesischen Nation, es ist die denkbar folgenreichste Schlappe für das weltbeherrschende Europa. Denn England, das dabei geschädigt wird und Stück um Stück seiner alten Geltung einbüßt, steht dabei für Europa und die weiße Rasse.

Nach der Landung der japanischen Korps bei Honkong vollzog sich der Vormarsch zunächst unter Hindernissen. Chinesische Abteilungen verlangsamten zumindest die Vorwärtsbewegung der Angreifer. Unter dem Einsatz gewaltiger Fluggeschwader, denen zunächst kein einziger Chinesenflieger entgegenwirkte, vollzog sich indessen die Landung immer neuer Abteilungen und die Ausdehnung der Aufmarschbasis, zugleich aber die Zerstörung wichtiger chinesischer Anmarschstraßen . . . und der Moral jener weniger geschulten Provinztruppen, auf die zunächst der japanische Angriff stieß. Dann hieß es plötzlich, die Bahnlinie Hongkong—Kanton sei unterbrochen, das britische Hongkong vom Innern Chinas isoliert, und wenige Tage darauf: Die Japaner haben den Perlfluß erreicht und stehen Kanton gegenüber.

Noch überlegten Strategen, die vom Kriege etwas verstehen, ob nicht Japan in eine Falle hineintappe. Das heißt, ob nicht die chinesische Verteidigung im Nordosten, also im Rücken der Japaner, ihre Kräfte zum unerwarteten Ueberfall bereit halte. Aber nichts geschah, und Ende letzter Woche zogen die ersten 3000 Japaner in der Hauptstadt des Südens ein. Das Gros folgte, während noch die Zivilbevölkerung flüchtete und die Truppen, die den Rückzug deckten, möglichst viele Brücken, Staatsgebäude, Munitions- und Benzinlager sprengten und die Riesenstadt in ein Feuermeer verwandelten.

Der Eindruck des neuen und in so kurzer Zeit gelungenen Einmarsches in Kanton machte an den Fronten vor Hankau einen verheerenden Eindruck. Die Einwohner flohen zu Hunderttausenden. Zugleich aber ordnete Tschang-Kai-Scheck einen allgemeinen Rückzug an. Die Uebergänge des Tapiehgebirges im Norden wurden von schwachen Abteilungen so lange gehalten, bis die Hauptmassen den Jangtsefluß erreicht hatten. Alles Gebiet nördlich des Stromes wird preisgegeben, im Süden wird zwischen den vielen Seen und verwickelten Bergkämmen weiter gefochten und eine Linie eingerichtet, die kurz hinter Hankau beginnt und südöstlich quer über breite Gebirgsstrecken Nantschang erreicht: Mit andern Worten, vom Tungtin- bis zum Poyansee.

Verhängnisvoll für die weitere Verteidigung ist der Umstand, daß ein Zurückweichen westwärts nur mit einzelnen Abteilungen möglich sein, das heißt, daß die neue Front nicht mit dem Rücken gegen die russischen Zufahrtswege stehn wird. Ein Blick auf die Karte belehrt uns, warum der Ausweg nach Westen nicht möglich sei: In den gewaltigen, von vielen Wasserläufen durchschnittenen Ebenen gibt es kein Halten bis weit in die Provinzen des Hinterlandes. Ein Wettlauf mit den nördlich vordringenden Japanern würde dabei die Gefahr einer Vernichtung großer Truppenmassen bedeuten. Eine Konzentration im Westen läßt sich also nur durchführen, wenn zunächst der Weg südwärts gesichert wird.

Wir stehen nun vor der Schicksalsfrage, ob die Chinesen unter der furchtbaren moralischen Belastung zweier gleichzeitig erlittenen Niederlagen niederbrechen oder ob sie eine neue Front überhaupt einzurichten vermögen. Im ersten Falle rückt der Friede zwischen den beiden gelben Mächten plötzlich und unerwartet nahe: Ein Friede, der die japanische Führung im Reiche der Mitte besiegelt. Und die unheimliche Möglichkeit, vor welcher Europa grauen muß, ist eröffnet: Daß die Chinesen sich aus Rache den Japanern anschließen und mit den europäischen Mächten, die sie verlassen und verraten, abrechnen. Die Vorwürfe, welche der ehemalige Minister Tschen gegen Tschang-Kai-Scheck erhebt, lassen solche Möglichkeiten ahnen. Im zweiten Falle jedoch wird die Entwicklung unübersehbar sein. Stabilisiert sich weit im Hinterland eine zwar